

Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.


Nro. 2.

März 1885.

„Liebet eure Feinde!“

(Eine Erzählung aus den Maori-Kriegen auf Neuseeland. — Fortsetzung.)

2. Die Flucht und der Überfall.

er Maori-Häuptling hatte die Wohnung des Ansiedlers verlassen. Rasch war er den Blicken Patrick O'Niels in der Dunkelheit entchwunden, die sich inzwischen über die einsame Lichtung, das friedliche Heim und die Bäume des Urwaldes herabgesehnt hatte.

„Was soll das?“ fragte des Irlands Frau bekümmert. „Was meint er mit seiner Warnung und dem Kriegsrufe am Waikato? Wer ist dieser Te-Waturu?“

„Der Häuptling Te-Waturu!“ sagte O'Niels. „Ich meine, ich hätte den Namen unter denjenigen der blutigsten Feinde der Ansiedler nennen hören. Doch mache dir keine Sorgen, liebes Weib; es wird wieder eine der alljährlichen Raufereien sein, und wenn sich die Heißsporne der Maori blutige Köpfe geholt haben, vertriehen sie sich wieder in ihren Wäldern. Zudem ist der Waikato fast hundert Stunden von hier, und die Eingebornen unserer Gegend sind uns freundlich. Kinder, wir wollen das Abendgebet verrichten und dann ruhig zu Bette gehen. Wir stehen in Gottes Hand und im Schutze der heiligen Engel!“

Frau O'Niels zündete vor dem Crucifixe ein Lämpchen an und Alle knieten nieder. Sie hatten eben das Gebet angefangen, als sich hastige Schritte der Wohnung näherten und heftig an die Thüre gepocht wurde. Es war der Schotte Mac Merson, der mit den Worten: „Fliehet, fliehet, die Maori!“ außer Athem hereinstürzte. „Sie haben mein Weib vor meinen Augen erschlagen; sie haben mein Gehörte mir über dem Kopfe angezündet. Seht die Röthe dort über dem Walde. Mit meiner guten Art habe ich mich durchgeschlagen. Ha, die Hunde, sie sollen es mir büßen!“

Augenblicke der Verwirrung folgten dieser schrecklichen Nachricht. In der Eile raffte man die beste Habe zusammen, Frau O'Niels packte etwas Lebensmittel in ein Bündel, Patrick holte die Doppelflinten und hing sich die Waidtasche mit Pulver und Blei um. Bob bewaffnete sich ebenfalls, während Johnny Hake und Beil ergriff und der kleine Bill das alte Familienkreuz von der Wand herunternahm und sagte: „Ich will es retten.“

Dann eilten die Flüchtlinge in den Wald hinaus. „Wohin?“ fragte Mac Merson. „Nach der Ansiedlung an der Hokianga-Mündung,“ erwiderte Patrick. Aber gleichsam als Antwort leuchtete am westlichen Himmel über den dunkeln Kronen der Bäume ebenfalls blutrother Schein auf.

„Wehe!“ rief Frau O'Niels. „Sie verbrennen auch Papakanan und das Haus und Kirchlein Vater Servants! Und was ist das?“

Wildes Geschrei und der rauhe Schall von Muschelhörnern ertönte vom nächsten Hügelkamme. „Es sind die Mordbrenner, die Maori! Hier hinein in's hohe Farrenkraut! Wir müssen jetzt die Waldschlucht zu gewinnen suchen, wo letztes Jahr der

große Kaurisichten-Schlag war! Mac Merson wird uns den Weg zeigen!“

Als die Flüchtlinge, vorsichtig durch das Buschwerk schleichend, den Kamm des nächsten Hügels erreicht hatten und den Blick noch einmal nach dem Thalgrunde wandten, sahen sie das Haus des Irlands in Flammen.

Bei diesem Anblicke konnte Frau O'Niels sich der Thränen nicht erwehren, und auch die Knaben wollten laut klagen: aber der Irlands, in dessen Mienen Schmerz und Zorn kämpften, mahnte sie zur Ruhe, indem er sagte: „Stille, Kinder! Wer weiß, ob nicht Gesellen dieser Mordbrenner hier in diesen Büschen lauern. Das Haus wollen wir mit Gottes Hilfe schon wieder aufbauen. Jetzt müssen wir fort von hier. Mac Merson, ihr wißt den Weg nach der Kaurisichtenschlucht am besten; geht voraus; wir wollen vorsichtig einer hinter dem andern folgen, Bob, Johnny und Bill; meine Frau und ich werden die Hinterhut bilden. Recht leise und vorsichtig und hübsch aufgepaßt, daß wir uns im Waldesdunkel nicht verlieren!“

„Betet leise zur lieben Mutter Gottes und zum heiligen Schutzengel und vergeßt nicht von Herzen Reue und Leid zu erwecken über alle Sünden und Fehler, womit wir den lieben Gott beleidigt haben,“ mahnte Frau O'Niels, und der kleine Bill betete: „Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern!“ Sein Vater hörte es und während sie nun stille unter den Bäumen des Hochwaldes hinschritten, dachte er an den Agenten Flint, der ihn aus Haus und Heimath vertrieben hatte und an die Maori, die soeben sein neues Heim einscherten und er kämpfte in seinem Herzen das Gefühl des Zornes und die Begierde nach Rache nieder, die sich heftig regten. So wandelten sie eine Zeitlang vorsichtig durch die Dunkelheit. Sie mußten einen ziemlich steilen Abhang hinabklettern. Mac Merson suchte von Baumstamm zu Baumstamm den sichersten Pfad; ihm folgten behende die drei Knaben, welche sich die Hand gereicht hatten; am beschwerlichsten war der Weg für Frau O'Niels; ihr Gatte stützte sie aber und trug sie fast. Schon hörten sie in der Tiefe den Waldbach rauschen. „Muthig voran!“ flüsterte der Ansiedler. „Wir müssen den Thalgrund hinter uns und den jenseitigen Wald erreicht haben, bevor der Mond aufgeht, und schon scheint mir der Himmel da drüben heller zu werden.“ Wiederum ging es eine Weile den steilen Berghang abwärts. Da löste sich unter dem Fuße Mac Merson's ein Stein und polterte in die Tiefe. Gleich darauf hörte man in der Nähe den Schrei eines Nachvogels, dem vom jenseitigen Abhange der Schlucht geantwortet wurde.

„Was war das?“ fragte O'Niels leise.

„Ein Paar Käuzchen, die sich locken,“ antwortete Mac Merson.

„Oder einige Schlingel von Maoris, die uns auf der Fährte sind! Seid auf eurer Hut, Mac Merson!“

„Ich glaube, es waren Käuzchen — übrigens, es bleibt uns keine Wahl; wir müssen vorwärts.“

Noch tauschten die Flüchtlinge einige Augenblicke; dann setzten sie, da alles ruhig blieb, den Marsch fort. Nach fünf Minuten hatten sie die Thalsohle erreicht und traten vorsichtig aus dem Hochwalde an das mit Farrenkraut und niedrigem Buschwerk bestandene Ufer des Wildbaches. „Er ist nicht tief, aber reißend,“ sagte Mac Merson. „Ich will mich hineinsetzen und den Knaben hinüber helfen. Dann wollen wir zu zwei Frau O’Niel hindurchtragen.“ Bob und Johnny halfen sich schon selbst durch das tosende Wasser; kaum daß sie die Hand Mac Merson’s als Stütze benützten. Der kleine Bill sagte noch zu seiner Mutter: „Mama, schau, ich habe das Kreuz mitgenommen, fürchte dich nur nicht!“ Dann nahm ihn der Schotte auf seine starken Arme und trug ihn durch den Wildbach zu seinen Brüdern hinüber. Als er ihn wohlbehalten auf das Ufer gestellt hatte, wollte er zu O’Niel zurückkehren. Aber kaum hatte er die Mitte des Baches erreicht, da zischte ein Wurfspeer durch die Luft, und mit einem lauten Wehrufe brach der Mann in den Wellen zusammen. Umsonst versuchte er sich wieder zu erheben; die schäumenden Wasser rissen ihn mit sich fort.

Patrick O’Niel meinte im ersten Augenblicke, der wackere Schotte sei auf dem schlüpfrigen Felsgestein des Baches ausgeglitten und sprang rasch ins Wasser, um seinem Freunde zu helfen. Im selben Augenblicke jedoch fauste ihm ein Wurfspeer am Kopfe vorüber, und erhob sich hinter ihm wildes Geschrei, dem von dem jenseitigen Waldsäume geantwortet wurde. „Die Maori!“ rief er entsetzt. „Duckt euch ins Farrenkraut, Kinder, flieht!“ Dann wollte er sich wenden, um der Gattin beizuspringen. Er sah auf dem Wege, den die Flüchtlinge soeben zurückgelegt hatten, dunkle Gestalten sich aus dem Walde hervorstürzen und bevor er das Ufer wieder erklettern konnte, wurde sein Weib vor seinen Augen von einem Maori gefaßt und zu Boden gerissen. Noch im Wasser stehend legte O’Niel seine Büchse auf den Wilden an und gab Feuer. Der Maori brach zum Tode getroffen neben Frau O’Niel zusammen; aber schon waren seine Gefährten zur Stelle. Wurfspieße zischten und Steine flogen. Ein Speer fuhr ihm, von kräftiger Hand geschleudert, in die rechte Schulter; er merkte es kaum, denn der eine Gedanke, sein Weib zu retten, erfüllte ihn ganz. Aber da traf ihn ein Stein an den Kopf, und er sank mit den Worten: „Mein Weib! meine Kinder!“ bewußtlos auf das Ufer nieder, das er soeben erklommen hatte.

Siegesgeschrei der Maori erfüllte die Luft. Der Mann, welcher O’Niel mit einem Steinwurfe niedergestreckt hatte, sprang herzu, nahm dessen Doppelflinte als Siegesbeute und ließ den Ansiedler als todt liegen. Er faßte auch den Arm des gefallenen Maori, ohne in der Dunkelheit die Frau zu bemerken, neben welcher derselbe zusammengebrochen war. Der Erschossene regte sich nicht. „Todt, armer Taranaki? Nun, du bist gerächt!“ sagte der Krieger. Dann wandte er sich an seine Gefährten, die sich inzwischen an der Stelle des kurzen Kampfes gesammelt hatten. „Die alten Pahēkas sind todt,“ rief er; „die jungen müssen den Unsrigen drüben im Walde in die Hände laufen. Rasch zünde einer ein Feuer an! Wir wollen hier auf Te-Waturu warten, der mit seiner Schaar vom Totarabaume über diese Höhen kommen muß. Der Schein des Feuers, der Schall der Muscheln und unser Siegesgesang sollen ihm den Weg zu uns weisen. Er wird mit uns zufrieden sein.

Wir haben Rache genommen an den Pahēkas. Seht, die Erde ist roth von ihrem Blute, und der Himmel ist roth von dem Brande ihrer Häuser!“

Geschwind hatte ein junger Maori mit einigen dünnen Zweigen, welche er mit großem Geschick aneinander zu reiben verstand und mit trockenem Laube, das er auf das glimmende Holz warf, ein Feuer angefaßt. Die andern warfen Farrenstengel und Reisig darauf; da loderte die Flamme hoch empor und ließ im rothen Widerscheine die wilden Gestalten der Maorikrieger erkennen. Es war wie ein Bild aus der Hölle. Halbnaakt, das Gesicht mit bunten, phantastischen Zeichnungen tätowirt, welche den an sich schon wilden Ausdruck noch greulicher machten, Federn im struppigen Haare, um die Schultern den Mantel aus Hundsfellen oder wollenen Decken, in der Hand den Streikbolzen und die Wurfspieße schwingend, sprangen sie mit wilden Geberden um das Feuer, aus rauhen Kehlen den Siegesgesang brüllend, so daß weithin das Echo der Wälder Antwort gab. Dazu stießen sie in die Muscheltrompeten und riefen ihren Gefährten jenseits des Wildbaches, sie sollten herüber kommen. . .

Der Lärm weckte Frau O’Niel aus der Ohnmacht, welche der plötzliche Schrecken ihr verursacht hatte, da sie vor ihren Augen die Gefahr der Kinder und des Mannes sah und sich von den Armen des Maori zu Boden gerissen fühlte, der blutend neben ihr zusammenbrach. Sie konnte sich aber in ihren Gedanken nicht sofort zurechtfinden, und als sie sich der letzten Ereignisse wieder erinnerte und ihrer Lage nunmehr bewußt war, erfaßte sie eine solche Angst, daß sie beinahe abermals ohnmächtig geworden wäre. Sie befand sich etwa 50 Schritte von der Stelle, wo das Feuer loderte; noch lag die Leiche des Maori neben ihr. Doch konnte sie sehen, was am Feuer und am Ufer des Wildbaches vor sich ging. Ihren Gatten erblickte sie nicht, ihre Kinder eben so wenig, und der Anblick der tanzenden Wilden war so schrecklich, daß sie unwillkürlich die Augen schloß. Was sollte sie thun? Sie betete leise zu Gott um Licht und Kraft; aber die Angst um das Schicksal ihrer Kinder und ihres Gatten war so groß, daß sie kaum beten konnte. An sich selbst dachte die gute Frau kaum; sie machte ein Gebälde zur seligsten Jungfrau für die Rettung der Ihrigen und fühlte sich auf einmal wunderbar beruhigt. Ein Trostspruch ihres Beichtvaters fiel ihr ein; sie hatte einmal dem Vater Servant geklagt, wie sie sich in ihrem Blockhause im Urwalde oft so schrecklich einsam und von der Angst geplagt fühle, es möchte ihr oder den Kindern ein plötzlicher Unfall zustoßen. Da hatte Vater Servant gesagt: „Sind Sie denn allein? Ist nicht Ihr mächtigster Freund und Beschützer stets und überall bei Ihnen — der allgegenwärtige Gott?“ Das fiel der frommen Frau jetzt ein, und sie sagte zu sich: „Er ist mir und den Meinigen näher, als die Maori, ja als die Leiche, neben der ich liege.“

Ein neuer Lärm zwang sie, die Augen aufzuschlagen. Es war die Ankunft der Schaar, welche den Wald auf der andern Seite des Thales besetzt hatte und nun über den Waldbach kam. Frau O’Niel wußte zwar von der Sprache der Maori nur sehr wenig; aber sie verstand so viel, daß die Neuangekommenen nach den Kindern gefragt wurden, welche schon über das Wasser gesetzt hätten und daß die Maori keine Kinder gesehen hatten. Es wurde nun sofort der Befehl gegeben, Jagd auf sie zu machen, da sie nicht weit entkommen sein konnten. Eine Anzahl ging über den Bach zurück. Der Mond, der inzwischen



Kleidung der Maori-Häuptlinge.

aufgegangen war, ließ nunmehr den Thalgrund ziemlich deutlich überblicken. Während auf der Seite des Feuers die steile mit Wald gekrönte Bergwand bis auf wenige Schritte an den Wildbach herantrat, dehnte sich jenseits zwischen dem Wasser und dem Hochwalde eine mehrere hundert Schritt breite, mit hohem Farrenkraut und Buschwerk bestandene Fläche, welche den Kindern recht gut als Schlupfwinkel, vielleicht auch als Fluchtweg, dienen konnte. Frau O'Niel verfolgte mit höchster Angst, so gut sie es von ihrer Stelle aus vermochte, die Bewegungen der Maori, welche zunächst den Waldsaum besetzten und dann gleich Spürhunden das Gebüsch durchstöberten. Sie zitterte und betete. Lange schien das Suchen der Wilden fruchtlos; da ertönte weiter unten am Bachufer Geschrei. Schon meinte die bebende Mutter, ihre Knaben seien gefunden. Sie hatten die Leiche Mac Mersons entdeckt, welche der Wildbach dort ans Land gespült hatte. Da gab der Maori einen Befehl, den Frau O'Niel nicht gleich verstand; als sie aber bemerkte, daß die Wilden das dürre Farrenkraut von allen Seiten ansteckten, wurde ihr das Mittel klar, das man anwandte. Die Angst um ihre Kinder erpreßte ihr einen lauten Schrei; ohne an die eigene Gefahr zu denken, sprang sie auf ihre Füße, entseßten Blickes nach dem Gebüsch des jenseitigen Ufers schauend, indem sie ihre Knaben verborgen glaubte und das jetzt ringsum auflodernde Flammen umzingelten.

Auf den Angstschrei der Mutter wandten sich die Wilden, die am Feuer standen, nach der armen Frau um, deren Gegenwart sie bisher gar nicht bemerkt hatten.

„Ein Pahaka-Weib!“ schrien sie miteinander. „Es wird das Weib des Pahaka sein, der Taranaki erschlug,“ sagte der Maori, der vorhin befohlen hatte. „Ich will ihn rächen und seine Seele das Blut dieses Weibes trinken lassen.“ Damit sprang er mit hochgeschwungener Keule auf Frau O'Niel zu, die wie gebannt durch die Angst um ihre Kinder auch nicht einmal einen Fluchtversuch machte. Schon schwebte die Mordwaffe über ihrem Haupte, sie fiel in die Kniee, Gott ihre Seele empfehlend — da tönte hinter ihr ein kräftiges „Halt!“ und der Maori ließ seine Keule sinken.

„Te-Waturu!“ rief er.

„Ja Te-Waturu, der sehr erzürnt ist, daß du mit deiner Schaar losgeschlagen hast, bevor ich das verabredete Zeichen gab,“ sagte der Maori-Häuptling, an der Spitze eines Kriegshaufens aus dem Walde tretend.

„Ich konnte sie nicht mehr halten,“ verteidigte sich der Maori. „Die Rache schrie zu laut in ihren Herzen. Doch tröste dich, Te-Waturu; es gibt noch viele Pahaka-Häuser niederzubrennen

und noch viele Pahaka-Schädel zu zerschmettern — und hier mit dem Schädel dieses Weibes magst du den Anfang machen!“

Als Frau O'Niel den Namen Te-Waturu hörte, sprang sie auf und warf sich dem Häuptlinge zu Füßen. „Ihr seid es!“ rief sie. „Gott sei gepriesen, der mein Gebet erhörte und in der höchsten Noth mit seiner Hilfe nahe ist! Rettet, rettet meine Kinder, meinen Mann!“

Te-Waturu erkannte die Frau des Ansiedlers. Er ließ sich mit kurzen Worten die Ereignisse der Unglücksnacht erzählen; dann sagte er: „Ich wollte euer Haus gegen meine Leute beschützen; ich kam zu spät: es ist eingestürzt, und wenn eure Kinder da drüben in dem Feuerkreise sind, der den Thalgrund einschließt, so komme ich auch hier zu spät zum Retten. Wo ist euer Mann?“

„Ich hoffe, er ist entflohen.“

„Nein der Pahaka liegt da drunten am Bachufer. Wir wollen ihn zusamt seinem Gefährten, den sie dort bringen, nach alter Vätersitte zum Siegesmahle zurechten. Mit dem Weibe magst du beginnen, was dir gut scheint.“

„Bindet das Weib! Es soll die Sklavin meines Weibes sein. Der Pahaka aber, der mir heute Abend Speise gab, soll weder mir, noch euch zur Speise dienen; mit dem andern mögt ihr nach Vätersitte verfahren.“

Das Jubelgeschrei der Maori übertönte den Klageruf der unglücklichen Frau. Man band sie und legte sie auf die Erde. Sie schloß die Augen, um die Greuel des ekelhaften Mahles nicht zu sehen, welches die Kannibalen nunmehr bereiteten, und auch wir wollen unsere Augen davon abwenden. Die Maori, welche am andern Ufer vergeblich nach den Knaben gesucht hatten, kehrten zu ihren Gefährten zurück. Als dann das gräßliche Mahl beendet war, gab Te-Waturu Befehl zum Aufbruche, noch bevor der Morgen dämmerte. Frau O'Niel wurde halbbewußtlos von den Wilden mitgeschleppt. Was war aus ihrem Manne geworden? Sie mußte glauben, er sei todt; was aus ihren Kindern? waren sie in den Flammen umgekommen? irrten sie in den Schluchten des Urwaldes umher? Sie wußte es nicht; sie wagte kaum zu hoffen, sie betete für die Verstorbenen. Bitterer Haß gegen die Mordbrenner, an deren Hand das Blut ihrer Lieben klebte, bestürmte ihr Herz; da auf einmal stand vor ihrer Seele das Gebot des Heilandes: „Liebet eure Feinde!“ Diese Forderung kam ihr im ersten Augenblicke wie unvernünftig vor.

Sollte es möglich sein, sie zu erfüllen?

Der Natur nicht, aber der Gnade!

(Fortsetzung folgt.)

Der Canisius-Kinderverein.

Als der Heilige Vater in Rom vor einem Jahre das schöne Rundschreiben erließ, durch welches alle katholischen Christgläubigen im Hinblick auf die schlimmen Zeiten zum Rosenkranzgebete aufgefordert wurden, da haben sich auch die katholischen Kinder Deutschlands zum Gebete vereinigt, um von Gott die Wiedervereinigung aller Deutschen im wahren katholischen Glauben zu erbitten. Der Heilige Vater freute sich sehr, als er von diesem Unternehmen der Kinder hörte, segnete dasselbe und zeichnete das Vereinsgebet mit einer Ablassgnade von 100 Tagen aus, welche man einmal täglich gewinnen kann, wenn man das Gebet reumüthig und andächtig verrichtet. Das schöne Gebetlein lautet:

„Liebreichster Jesus, ich danke Dir, daß Du mir den wahren

Glauben geschenkt hast! gib, daß ich ihn niemals verliere, und führe Alle zurück zu unserer heiligen Kirche. Liebe Mutter Gottes, bitte für unser Vaterland! Heilige Schutzengel, helfet uns! Seliger Petrus Canisius, bitte für uns!“¹

Unsere jungen Leser, die so viel für die armen Heidenkinder thun, werden gewiß dieses Gebetlein täglich andächtig verrichten und so auf sich selbst und unser Vaterland Gottes Gnade herabziehen.

¹ Die Gebetszettel des Canisius-Kindervereins können von der Herder'schen Verlagsbuchhandlung auf einem colorirten oder schwarzen Bilde bezogen werden.